

Jörg Mertin

Michaels Wanderungen

Impressum

Texte: © 2026 Copyright by Jörg Mertin

Umschlag: © 2026 Copyright by Jörg Mertin

Verantwortlich

für den Inhalt: Jörg Mertin

Immanuelstr. 14

32427 Minden

www.joergmertin.de

Druck: epubli – ein Service der Neopubli GmbH, Berlin

I

Der Wanderprediger Michael (oder war er ein Wanderphilosoph, wie manche sagten?) wanderte, dachte nach und redete. Später sagte man, dass er das um das Jahr 250 vor der neuen Zeitrechnung tat, in den palästinischen Gegenden des Reiches der Ptolemäer. Wenn er vor Menschen sprach, tat er das gleichsam als Künstler unter dem Namen und in der Rolle von Salomo, der berühmten weisen Figur aus Israels längst vergangenen Zeiten. Er war ein gebildeter Mensch, ein guter Beobachter und ein kluger Schriftsteller, ein Intellektueller. Er versuchte, seine Beobachtungen auf der Grundlage der alten Überlieferungen zu verstehen und die traditionellen Ideen zu aktualisieren. Er hatte auf seinen Wanderungen gesehen, dass die Gesellschaft ihren inneren Zusammenhalt, ihre Identität, verloren hatte, und er hielt das in letzter Instanz für eine Auswirkung der nun schon über 300 Jahre währenden Abhängigkeit von anderen Mächten. Den Versuchen der verbliebenen Eliten, alte Sinnstiftungen wieder aufzuwärmen, konnte er nichts abgewinnen, sie erschienen ihm rückwärtsgewandt und hohl. Er selbst neigte dazu, sich den dominierenden Kulturen anzunähern und auf diese Weise plausible Orientierungen in unübersichtlichen Zeiten zu probieren.

Wenn er an einem Ort war, gab es eine Veranstaltung, an der jeder teilnehmen konnte. Er wollte alle zum Nachdenken bringen. Er pflegte den freien Vortrag, und gelegentlich sang er sogar. Er hatte einen Schreiber, eine Art Sekretär, der notierte, was er sagte. Mit ihm setzte er sich regelmäßig zusammen und redigierte das Aufgeschriebene. So entstand im Laufe der Zeit ein ansehnliches, konzentriertes Werk, ein work in progress, das sich entwickelte und nicht abgeschlossen war. Es enthielt Themen wie Weisheit und Torheit, den fraglichen Glauben an die Gerechtigkeit, die falschen Versuche, Sinn über Reichtum zu gewährleisten, die Erfahrung der Ohnmacht über das eige-

ne Leben, die ferne Schimäre des Handelns Gottes und noch mehr. Er sprach nicht immer über alles, was bereits notiert war. Meist beschränkte er sich auf Passagen, die zu Ort und Situation passten, wo er gerade war. Denn ihm lag auch daran, darüber mit den Anwesenden zu sprechen.

Nur ein Stück, sein Lied, das trug er immer vor. Das war landesweit bekannt und alle sangen mit: *Alles hat seine Zeit* hieß es. Es gefiel den Zuhörenden, weil es so melancholisch war. Es hatte etwas Wehmütiges, aber darin auch Tröstliches. Es war schwer zu sagen, was da genau wirksam war.

Anders als dieses Lied, das angesichts der vergehenden Zeit wenigstens benannte, dass etwas, ja eigentlich alles, da ist (wenn auch nicht dableibt), konkret sogar mit eigener Zeit, hatte sein denkerisches Hauptthema einen negativen Akzent, oder wenigstens klang es traurig: „Alles ist eitel, sinnlos, vergeblich, zerrinnt in der Zeit“. Das Leben ist ein Haschen nach Wind, ein eindrückliches Bild darüber, dass die Menschen etwas festhalten wollen, was sich ihnen entzieht. Das war sein kritisches Grundmotiv, das er immer wiederholte. Er machte das an Beispielen deutlich. Viele Menschen mühen sich und arbeiten lebenslang, doch das Resultat dieser Investition entspricht fast nie dem Einsatz. So ist der Versuch, sein Leben durch Macht und Geld auf Dauer zu sichern, spätestens mit dem Tod zu Ende, wenn nicht zuvor schon Schicksalswendungen eintreten. Da macht es kaum einen Unterschied, wie klug oder dumm man sich anstellt. Weiter: überall sieht und erlebt man schreiende Ungerechtigkeit, die nicht bestraft wird. Der Mörder triumphiert noch über sein unschuldiges Opfer. Die Abhängigkeit vom Schicksal trifft auch nicht nur die Ärmern. Die herrschende Klasse ist genauso abhängig, auch Könige herrschen nicht ewig. Es ist kaum möglich, sich klug auf diese Gegebenheiten einzustellen. Wenn man Weisheit als einen Versuch versteht, sich vor der Nichtigkeit zu schützen, so wird auch das nicht gelingen.

Letztlich hat der Mensch sein Leben nämlich niemals in der Hand, auch wenn er das immer wieder glaubt. Weisheit ist eigentlich nur noch ein beinahe hoffnungsloses Festhalten an dem alten, fernen Gott inmitten einer Wüste an Nichtigkeit.

Viele Zuhörer empfanden dies als Zumutung. Denn abgesehen davon, dass Michael das alte Gottvertrauen in Zweifel zog, wofür er gute Gründe anführte, war die Zumutung reichlich abstrakt. Mit ihr konnte man nicht leben. Immer wieder hatten seine Zuhörer ihn aufgefordert, einen Ausweg zu zeigen, eine plausible und ermutigende Antwort, denn ohne Ausweg könnte man ja nur in Depressionen versinken. Michael leuchtete das ein, und er versuchte, die abstrakte Negativität seiner Kritik auf praktikable Möglichkeiten zu beziehen, ohne dass der Inhalt der Kritik dabei geopfert wurde. Sein Ausweg ging in die Richtung, dass ganz einfache Dinge wie Essen und Trinken, das Leben genießen, so weit es einem gelingt, eine Möglichkeit sei, die große Frage zwar nicht zu beantworten, aber gleichsam stillzustellen. Allerdings sei es gut, wenn man sich gleich am Anfang seines bewussten Lebens, in der Jugend, darüber klar werde. Denn später, im Alter, würde die Lebensfreude schwierig und eher selten zu erreichen sein. Tatsächlich scheint man nur über den Augenblick verfügen zu können, und auch das ist nicht garantiert, sondern erfordert lebenslang bewusstes Aufmerken. Immerhin führt dieser Gedanke möglicherweise dazu, dass eine gewisse bewusste Bescheidenheit im alltäglichen Leben, das Bemühen um Aufrichtigkeit, das Schätzen so elementarer Dinge wie Zweisamkeit, um nicht zu einsam sein zu müssen, die einzig sinnvollen, aber nicht zu unterschätzenden Möglichkeiten des Umgangs mit der Nichtigkeit sind.

Michael meinte, es ginge eigentlich um eine Art Lebenskunst, die darauf achtet, das Herz und den Verstand mit den Grenzen des Lebens auszusöhnen, und diese Lebenskunst mache eigentlich ein lebenslanges Lernen notwendig.

Und wahrscheinlich deswegen trug er auch immer wieder sein Lied *Alles hat seine Zeit* vor, denn darin steckte eigentlich bereits der Hinweis auf den Augenblick, den man zwar nicht festhalten kann, aber doch genießen könnte, wenn man aufmerksam bliebe. Weil das Lied dieses Versprechen enthielt, war es vermutlich so beliebt.

Drei Stunden hatte sein Auftritt gedauert. Es war genug, auch wenn Michael nicht wirklich zufrieden mit sich und seinen Gedanken war. Wohin führten sie eigentlich? Und wohin sollten sie führen? Irgendetwas fehlte, irgendetwas stimmte nicht. Michael packte seine Sachen zusammen und machte sich auf den Weg. Er wanderte, bis er an einen baumbestandenen Hügel kam, wo er Schatten fand. Da legte er sich hin und schlief ein.

II

1800 Jahre später stand Michel auf. In Frankreich, in der Gascogne, in der Nähe von Bordeaux, er stand auf in seinem Anwesen, das immerhin ein ansehnliches kleines Schloss war. Er hatte ausnahmsweise ganz gut geschlafen, seine Nierenkoliken gaben zur Zeit Ruhe. Nach dem kleinen Frühstück ging er gleich an die Arbeit, an die Weiterarbeit an seinem großen Buchprojekt. Viel Zeit hat er, so glaubt er, nicht mehr. Er ist Mitte 50, nicht mehr der Jüngste. Er ist ein ganz klein wenig korpulenter als vor 1800 Jahren, und überhaupt führt er jetzt ein ganz anderes Leben, als Schlossherr, Denker, Reisender, Jurist und dann und wann auch mal Bürgermeister. Der dritte Band seiner Essays, seiner mittellangen, tiefgründigen Texte, in die er sich selbst ganz hineinschreibt, muss fertig werden. Er geht in seine Bibliothek im zweiten Stockwerk seines Schlossturms. 1000 Bände stehen da, fast alles antike Autoren, die er intensiv studiert und für seine eigenen Schriften gebraucht. Er blättert mal in diesem, mal in einem anderen Buch, ohne Plan und Ordnung, wie es sich so ergibt.

Dann geht er hin und her, hängt seinen Tagträumen nach und schreibt sie auf. Gestern hatte er aus einem Impuls heraus einmal wieder zur Heiligen Schrift gegriffen, was selten vorkam. Er interessiert sich eher für anderes, aber natürlich ist er seiner Kirche treu. Er ist sich auch selber treu, oder versucht es wenigstens. Leider erlebt er schlimme Zeiten, einen Bürgerkrieg mit schrecklichen Gräueltaten zwischen Katholiken und Hugenotten, in dem zu befürchten ist, dass der Staat zerrissen wird und untergeht.

Ohne groß nachzudenken also hatte er zu dieser Bibel gegriffen und geblättert. Er war an der Stelle hängengeblieben, wo es heißt: Vanitas Vanitatum dixit Ecclesiastes, vanitas vanitatum omnia vanitas. Wie eine ferne Erinnerung erreichte ihn durch diese Buchstaben eine Stimme, die ihm bekannt vorkam. Er hatte dann den ganzen Abschnitt durchgesehen und war erstaunt gewesen über manche Ähnlichkeit zu seinem eigenen Schreiben. Das hatte jemand gedacht oder gesagt oder geschrieben, der auch viel gesehen hatte, so wie er selbst, und es war aufs Ganze gesehen wenig Erfreuliches. Von einem Krieg freilich war keine Rede, aber doch von destruktiven Tendenzen, die eine ganze Weltsicht ins Wanken brachten. Offenbar konnte man sich nicht mehr auf Recht und Gerechtigkeit verlassen, es schien so etwas wie das Recht des Stärkeren zu gelten, also eigentlich Gewalt. So stellte sich augenscheinlich die Sinnfrage, oder die Frage danach, worauf man sich eigentlich noch verlassen konnte. Da es ja eine Heilige Schrift war, lautete die Antwort auf diese Frage Gott. Aber es war auch sehr klar, dass dieser Gott ferngerückt war, so fern, dass der Glaube an ihn fast zu einem zweifelten Festhalten an einer veralteten Sinngewissheit geworden war. Im Grunde war Sand, und darüber Wind. Alles ist eitel, selbst die Einsicht in die Sinnlosigkeit; also auch das Geschriebene selbst war fragwürdig. Aber da war noch etwas, was ihn aufmerksam werden ließ. Fröhlich sein, essen und trinken, das Leben, besonders wenn es noch jung ist, genießen, so lauteten Empfehlungen. Das

fand Michel richtig, das war auch seine Lebensmaxime, aber in dieser Bibel klang es angesichts der um sich greifenden Sinnlosigkeit nicht besonders überzeugend.

Er hatte die Heilige Schrift aus der Hand gelegt. Das war gestern gewesen. Heute, nachdem er einmal darüber geschlafen hatte, war er sicher, dass das, was er gelesen hatte, ihm nahe war, aber das, was ihn beschäftigte, nur annäherungsweise ausdrückte. Er hatte das Gefühl, er sollte den Text nehmen und weiterschreiben, umschreiben.

Der Anfang: *Vanitas vanitatum* hatte es ihm angetan. Darüber sollte er etwas schreiben, und wie immer fing er mit sich selbst an, mit dem, was er gerade in diesem Augenblick tut. Und deshalb schrieb er: *Vielleicht gibt es keine augenfälligere Eitelkeit als die, so eitel wie ich hier darüber zu schreiben.* Er legte seine Feder aus der Hand, überlegte, und tatsächlich war er zufrieden mit sich selbst. Nichtig über Nichtigkeit schreiben, das klang sehr gut, geradezu selbstreferentiell mit Augenzwinkern. Das sah ihm ähnlich. Aber er schrieb auch hin, woher ihm seine Gedanken zugewachsen waren. *Was uns Gott durch seinen Prediger Salomo dazu gesagt hat, sollten kluge Menschen immer wieder gewissenhaft bedenken.* Gut, jetzt konnte es losgehen, bzw. konnte er losgehen.

Er setzte sich also schreibend in Bewegung, ging schreibend auf die Reise. Er war selbst gespannt, wie der Reiseverlauf diesmal sein würde. Erst einmal vielleicht eine Vorbereitung: *Ich bin ja mitten im Thema, wenn ich, wie das schon in dem heiligen Buch stand, Bücher mache, denn des (eitlen) Büchermachens ist kein Ende. Und noch dazu schreibe ich nicht einmal über meine Taten, was ja vielleicht Hand und Fuß hätte, sondern bloß über meine Gedanken. Das ist ja noch nichtiger als nichtig.*

Natürlich ist das Ironie: *Man sollte die Bücherflut eindämmen und den Menschen die Lektüre nutzloser Schrif-*

ten ersparen; vielleicht besser Selbstironie, denn, was er selber schreibt sind Exkremente eines vergreisten Geistes: mal hart, mal weich und stets unverdaut. Aber was kann er machen: Vielschreiberei ist Kennzeichen eines aus den Fugen geratenen Jahrhunderts, und ich lebe eben mitten-drin in diesen Auflösungen. Ach ja, wie damals auch, da hat sich wenig geändert. Die Verdauungsmetapher ist nicht schön, aber listig. Irgendwas passiert notwendig, ob gut oder schlecht, vermeiden lässt sich das Schreiben für ihn selber also nicht, zumal sein Jahrhundert wie das in der Heiligen Schrift vorausgesetzte eine Zeit voller krisenhafter Umbrüche ist. Und da wird immer viel geschrieben, und man kann gar nicht anders, als seine Zeit mit eitlen Tun verbringen, wozu auch das Büchermachen gehört. So ist sein Schreiben sein Beitrag zur Zeit: Jeder von uns trägt das Seine zur Verderbnis der Zeit bei: je nach ihrem Vermögen die einen Treulosigkeit und Verrat, andere Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit und Habsucht, Tyrannei und Grausamkeit – und der Beitrag der Schwächsten (da gehöre ich dazu) ist eben Torheit, Eitelkeit und Nichtstun.

Und dann wandert er los, also schreibt auf, worin in seinem Leben das eitle Nichtstun besteht. Das Thema, das er jetzt viele Seiten lang durchwandert, ist das Reisen. *Es entsteht eigentlich aus dem Nichtstun, das ich liebe. Jedenfalls erkenne ich in mir einen sehr verbreiteten menschlichen Wesenszug, nämlich, dass man Wechsel und Wandlung liebt, was für mich eben Reisen heißt. Reisen hat auch den Vorteil, dass ich die Verantwortung für mein Anwesen zeitweise abgeben kann. Manche finden das verantwortungslos und leichtsinnig, ich aber nicht, denn ich will ja nur recht und schlecht durchkommen, ich kann meinen Wohlstand nach meinen Ansprüchen regulieren. Ich will bloß nicht zu nahe an meinen Geschäften sein, denn dann fange ich an, mich zu ärgern. Reisen ist meine Flucht aus den Zwängen meines Eigentums, aus den Abhängigkeiten, die das mit sich bringt. Wenn ich von zu Hause fort bin, schüttele ich all die lästigen Gedanken ab.*

Meine Seele entledigt sich, weile ich in der Ferne, leicht aller Sorgen; bin ich aber zu Hause, leidet sie wie die eines Winzers, dem die Reben verhagelt sind.

Der Nachteil des Reisens ist freilich, dass es viele Ausgaben erfordert. Ich würde gerne öfter unterwegs sein, wenn ich es mir leisten könnte. Was ich anstrebe ist, dass Ausgaben und Einnahmen irgendwie stimmen, jeden Gedanken an Reichtum, Sicherung und Vermehrung von Hab und Gut finde ich überflüssig.

Er findet aber noch einen zweiten Grund, zu reisen. *Der besteht darin, dass ich den Verfall des Gemeinwesens, in dem ich lebe, kaum noch ertragen kann; ich sehe überall begangene und gebilligte Verbrechen, die vor allem durch ihre Menschenverachtung und ihre Heimtücke so ungeheuerlich sind, dass ich nicht ohne Schaudern daran denken kann. Die Bürgerkriegswirren, die auch vor meinem Schloß nicht Halt machen, lassen mich so oft es geht ans Reisen denken. Ich weiß wovor ich fliehe, wenn auch nicht, was ich suche. An Frankreich liebe ich augenblicklich nur Paris. Der Gedanke, alles von Grund auf neu zu machen, scheint mir jedoch auch unmöglich zu sein, etwa einen völlig neuen Staat aufzubauen, das ist in der Geschichte noch niemals geglückt. Es würde Tod und Verderben bringen. Und möglicherweise ist das augenscheinliche Ende des Staates noch nicht einmal sein wirkliches Ende, denn eine alte, festgefügte Gesellschaftsordnung bricht selten ganz zusammen. Die Welt ist also weder fähig, sich zu kurieren, noch unterzugehen.*

Habe ich das schon einmal geschrieben? Ich weiß es nicht. Ich möchte mich nicht wiederholen, das wäre lächerlich, vor allem, wenn man so daherplaudert wie ich. Der Leser soll einfach das nehmen, was ich schreibe, ich korrigiere nichts, ich füge vielleicht etwas hinzu. Daher gibt es viele Unausgeglichenheiten und auch Irrtümer. Essais sind eben Essais. Das war jetzt wieder einmal eine Abschweifung.

Zurück zur Frage der gegenwärtigen Gefahr. Bisher habe ich Glück gehabt und bin davongekommen. Aber gut ist das nicht, denn ich bin zu sehr von der Gnade der vielleicht böswilligen Anderen abhängig, wenn Recht und Gesetz nicht mehr gelten. Ich habe natürlich ein hohes Pflichtbewußtsein, was mich auch wieder belastet, so dass ich froh bin, wenn ich mich von Schuldigkeiten frei fühlen kann. Das Allerwichtigste für mich ist, so wenig wie möglich abhängig von Anderen zu sein. Alle Hoffnung setze ich auf mich selbst.

Im wesentlichen also hat er zwei Gründe ausführlich beschrieben, warum das Reisen für ihn geradezu notwendig ist. Und überhaupt reist er weder, um zurückzukehren, noch um ein Ziel zu erreichen, sondern um sich zu bewegen, solange es ihm gefällt. Darüber hinaus fordert es aber auch den Geist, er beobachtet ständig neue Dinge, und der Körper ist auch beschäftigt. *Schlechtes Wetter macht mir nichts aus, es gibt Schirme, und ich liebe Regen und Schlamm, wie die Enten.* Nun verbreitet er sich noch ausführlich darüber, ob das Reisen ohne Ehefrau schlecht für die Ehe sei, doch nach seiner Meinung sei es das keineswegs. Zeitweise Entfernung steigert die Liebe. *Manche halten das Reisen für mich auch aufgrund meines fortgeschrittenen Alters für problematisch, aber das lasse ich nicht gelten. Denn das Reisen hat für mich auch eine symbolische Bedeutung, es bereitet mich auf die letzte Reise vor, das Abschiednehmen.* Und inmitten längerer Erörterungen über dies und das, was ihm dazu einfällt, schreibt er, *ein Tod fern von den Meinen ist jedenfalls weder für mich noch für die Meinen schlimm, denn die sind dadurch entlastet. Ohnehin ziemt dem Alter Einsamkeit.* Er plaudert über Herbergen, Todesarten, ach ja Todesarten, da kommt es darauf an, die angemessene für einen selber zu finden.

Also das Reisen entspricht meiner Anpassungsfähigkeit. Bin ich versehentlich an irgendetwas Schönem vorbeigerit-

ten, dann kehre ich eben wieder um. Ich lege mich nicht fest. Ich freue mich an Umwegen und der Verschiedenartigkeit dessen, was mir begegnet. Wenn man mir sagt, reise nicht so viel, sei lieber weise, dann finde ich das berechtigt, aber nicht für mich passend. Ich folge meinem gesunden Menschenverstand, ich bin nun einmal eher unbeständig und will Bewegungsfreiheit.

Er überlegt: Zum Thema Eitelkeit, Nichtigkeit ist mir also das Reisen eingefallen, natürlich noch viel mehr, aber das Reisen in seiner ganzen vielen Dimensionen gehört dahin, vielleicht weil es mit Veränderungen einhergeht, weil es aus kleineren und größeren Fluchten besteht, und weil es ein Symbol der Unbeständigkeit ist.

Da braucht man ihm natürlich nicht erst zu sagen, dass dieser Zeitvertreib eitel und nichtig ist. Das hat er ja gerade selber geschrieben. Außerdem: was ist denn eigentlich nicht eitel? Sollte etwa eine ernsthafte philosophische Abhandlung weniger eitel sein als der Zeitvertreib des Reisens? Da muss ich eigentlich nichts dazu sagen, das stand doch schon in der Heiligen Schrift, dass Gott weiß, wie eitel die Gedanken der Weisen sind. Die philosophischen Lehren sind letztlich nur Moralpredigten, die uns seelisch gezäumt und gesattelt in die jenseitige Welt entsenden wollen. Auf solchen Höhenflügen gerät aus dem Blick, was uns selber, was Michel betrifft – und das berührt uns doch wesentlich mehr als der Mensch im allgemeinen. Also kommt zuerst das Leben, mein Leben. Das ist eine stoffliche Sache, eine körperliche Bewegung, das ist unberechenbar und unvollendet. Ohne Nichtigkeit geht es nun mal nicht, und da wähle ich diejenige, die mir am besten entspricht.

Leben und Denken sind ohnehin immer zweierlei, aber zugleich hängen sie immer zusammen, denn auch die Denker gehen ins Bordell. Und wenn man ein öffentliches Amt hat, ist es mit der Tugend und Moral notwendigerweise

auch nicht so weit her, weil man sich an nichtindividuellen Zielen ausrichten muss. Oder umgekehrt: Da werden moralische Lebensregeln ausgedacht (für die Öffentlichkeit), und persönlich folgt man lustvolleren Ideen. Die menschliche Weisheit legt sich Pflichten auf, kommt ihnen aber nicht nach. Sollte sie das einmal schaffen, dann würde sie weitere erfinden, die zu erfüllen sie ständig versuchte und bestrebt bliebe: So sehr ist unsre Befindlichkeit dem Stillstand feind. Also verordnet sich der Mensch seine Verfehlungen geradezu selbst. Man muss sehen, wofür man sich eignet, und selbst wenn man das weiß, weiß man nicht alles. Ich bin ein Sinnenmensch und denke so, wie ich meine, leben zu sollen, also lebendig, stofflich, neugierig, abschwiegend. Meine Gedanken folgen einander, zuweilen von ferne. Der Leser verliert sich dabei vielleicht, nicht ich. Der Stoff muss aus sich selber imponieren, also nicht rhetorisch (aber das befolge ich auch nicht durchweg). Falls es mir Spaß macht, füge ich auch Eitelkeiten und Dummheiten hinzu. Ich liebe die Poesie, sie hüpfet und macht Luftsprünge, das gefällt mir.

Da passen dann noch ein paar Bemerkungen zur literarischen Form seiner Essais hinein, die es ihm erlaubt, seinen natürlichen Neigungen auch in dem, was und wie er schreibt, zu folgen.

Flüchtiges, Sich wandelndes, Auf und Ab, kaum Stetigkeit, das ist Eitelkeit, das bin ich, Michel. Und ich kenne ein Bild, ein Symbol geradezu für die, wenn man das so sagen kann, vollendete und lebendige Eitelkeit, den sichtbaren Zerfall und Tod, die gegenwärtige Vergangenheit, das ist eine Stadt, meine Stadt, das ist Rom.

Was für eine Stadt! Ich habe sie kürzlich besucht auf meiner Reise nach und durch Italien. Ich könnte die Überreste und Zeugen der Vergangenheit dieses großen und mächtigen Roms wieder und wieder besuchen, und ich käme mit meiner Verehrung und Bewunderung nicht zu Ende. Wir

alle sollen ja unserer Toten gedenken, ich selber bin aber von frühester Jugend an mit den Toten Roms aufgewachsen. Seine Geschichte kannte ich besser als die meines eigenen Hauses. Oder, mit einem etwas variierten Grund: Weil ich mich in diesem Zeitalter unnütz finde, flüchte ich mich in dieses andere. Und von dem bin ich so verzaubert, dass die Geschicke des in seiner Blütezeit so freien und gerechten Rom mich immer wieder faszinieren. Ich liebe es, mir das lebendige Rom der Antike vorzustellen, aber auch das ruinenhafte Rom, das ich auf meiner Reise gesehen hat, verdient es, dass man es liebt. Es ist die wahre Weltstadt, alle können sich hier zuhause fühlen.

Vor allem weise ich auf den besonderen Aspekt der Eitelkeit und Nichtigkeit hin, für die die römischen Ruinen das Symbol sind: Im Grab noch stellt Rom das Symbol der Weltherrschaft dar und trägt deren Insignien, und so wird offenbar, dass an diesem einzigartigen Ort die Natur ihr Werk mit Wohlgefallen verrichtet hat.

Kann er alles zusammenbinden? Fortuna hat mir in meinem Leben weder übermäßige Schläge zugefügt noch sonderliche Gunst erwiesen. Wenn es Gunstbezeugungen gab, waren sie ohne Substanz: nichts als Wind. Aber sie fielen mir zu, dem Sinnenmenschen, der ich nur der greifbaren, in all ihrer Fülle greifbaren Wirklichkeit Geschmack abgewinne. Ich finde Genusssucht kaum weniger entschuldbar als Ehrgeiz, Schmerz kaum weniger abstoßend als Schande, Gesundheit kaum weniger wünschenswert als Buchwissen oder Reichtum als Adel.

Eine Gunstbezeugung aber möchte ich hervorheben, obwohl auch sie eitel und nichtig ist wie alle anderen, aber mein kindischer Sinn hat sich daran erfreut: Ich habe mit einer prunkvollen Urkunde das römische Bürgerrecht verliehen bekommen, als ich in Rom war.

Sollen andere ruhig darüber lächeln. Wenn sie sich ähnlich aufmerksam reflektieren würden wie ich, würden sie sich

ebenso voller Eitelkeit und Torheit finden. Mich ihrer entledigen kann ich aber nicht, ohne mich meiner selbst zu entledigen. Wir sind alle durchtränkt davon, die einen wie die andern; aber jene, die es erkennen, stehen sich etwas besser dabei (doch nicht einmal dessen bin ich mir sicher).

Und weil es manchmal unangenehm, ja elend ist, in sein Inneres zu schauen, neigen wir dazu nach außen zu sehen. Dann sagt wiederum das Orakel von Delphi, schaut nach innen, nur da findet ihr euch selbst. Doch wie auch immer, ob man nach außen oder nach innen schaut, alles ist nichts. So glauben wir, die Natur durch Forschen oder Reisen zu verstehen, aber was uns selbst angeht, ist da nichts, am Ende sind wir kaum mehr als ein Witzbold. Darum kann man beides machen, nach außen sehen und nach innen, reisen und reflektieren, interessant und eitel ist beides.

Er legte die Feder zur Seite und schaute aus dem Fenster. Warum war er gerade so einverstanden mit sich selbst? Plötzlich verstand er: Vanitas, Eitelkeit ist der zugleich verdeckende und präsentierende Mantel für das, was er selbst am liebsten tut. Dadurch aber relativiert er sie so, dass man über sie auch lächeln kann. Das kann er ironisch wenden, doch oft produziert er auf diese Weise eine humorvolle Art der Selbstkritik. Und gleichzeitig wendet er die Eitelkeit um, denn das, was damals, in dem alten Buch, noch das Andere war, von dem man sich fragte, wie man es in dem ganzen Elend denn hinkriegen könnte, nämlich fröhlich sein und genießen, das ist nun schlicht die andere Seite des eitlen Nichtstuns, das er, Michel, praktiziert. Ihm ist eigentlich die Umwendung oder Aufhebung der Eitelkeit gelungen, gleichzeitig die nonchalante Akzeptanz der polemischen Zuschreibung (was du machst, ist nichts) und die Entdeckung, dass gerade in diesem vorgeblich Nichtigen die Lust am Leben verborgen ist, für ihn jedenfalls. Und über die Zeiten betrachtet, über die 1800 Jahre seines Lebens gesehen, war er offenbar schließlich

der Melancholie, die seinerzeit mit der Endlichkeit gehandelt hatte, entronnen, und hatte sich seinen Lebensgenuss erwandert. Er nimmt die Endlichkeit, Eitelkeit und Nichtigkeit als gegeben hin und schöpft sie aus.

Und dann dachte er: also ist mein Kapitel über die Eitelkeit in gewisser Hinsicht ein Schlüsselkapitel geworden; denn was ich hier darstelle, gilt ja auch für meine mehr als hundert anderen Essais, Essais über Traurigkeit, Gemütsbewegungen, Leidenschaften und ihre Irrtümer, Absichten und Taten, Müßiggang, Lügner, langsames Sprechen, schnelles Sprechen, Zukunftsdeutungen, Standhaftigkeit, Förmlichkeiten, übers Sterben, Maßhalten und Menschenfresser, Einsamkeit, Ungleichheit, Schlafen, Spitzfindigkeiten, Gerüche, Beten, Alter, Saufen, Gewissen, Vaterliebe, Bücher, Grausamkeit, Ruhm, Daumen, Feigheit, Tugend, Tapferkeit, Zorn, Nützliches und Rechtes, Reue, hohe Positionen, Diskussionskunst, Willen, Physiognomie, Erfahrung und so weiter. Natürlich schreibe ich dann über das jeweilige Thema, aber ich tue es in ähnlicher Art, wandernd und mich umschauend. Alles das ist lebensprall, aber meist auch gerade durch den Müßiggang so lebendig. Als Schreibender bin ich unterwegs, und ich bin stets ein Reisender, der schreibt. Meine Gedankenwelt ist eine Landschaft, die ich durchquere. Jetzt weiß ich, was mir in der Heiligen Schrift gefehlt hat. Da lese ich: Ich habe gesehen. Doch mir fehlte eine Anschauung, mir fehlten konkrete Geschichten. Diese Anschauung aber habe ich jetzt, und zwar so, dass alles Abstrakte aufgelöst erscheint in Hügel, Ebenen und Berge, Städte, Bäche und Weiden, Menschen, Bauern, Könige, Gastwirte, Mahlzeiten, Wein und Fleisch, Kurtisanen, Philosophen, Dichterinnen, Historiker, Schriftsteller, Musiker, Künstler, Priester, Feldherrn, Diener, Verwalter, Soldaten und Diebe. Alles, was ich sehe, ist vergänglich und nichtig, hat aber gleichzeitig auch die andere, nämlich die lebenswerte Seite, die es damals vielleicht schon besaß, die aber nicht wirklich ausgedrückt werden konnte. Ich musste zuerst eintauchen in das

Vergängliche, es ernst nehmen, damit es nicht mehr nur Wind war, sondern vielleicht frischer Wind. Jetzt ist dieses alte Thema Lebensfreude viel lebendiger, ausgeführter, und Gott, der damals für mich schon oder auch noch den Horizont bildete, ist zum kulturellen Gewohnheitselement in meinem Leben geworden, in dessen Mittelpunkt sich mein nichtig-neugieriges Ich befindet, das hier und jetzt denkt und lebt und sich in einem unausschöpflichen und lustvollen Universum entdeckt.

Er war zufrieden mit seinem ersten Entwurf über die Eitelkeit. Morgen würde er ihn wieder vornehmen, weniger um ihn zu korrigieren, als vielmehr das Eine oder Andere hinzuzufügen, einige weitere Umwege zu gehen, einfach weil es ihm Spaß macht. Danach wäre nicht mehr ganz so viel zu schreiben. Einige Wochen später reiste er nach Paris, um das Buch drucken zu lassen. Nach den Verhandlungen mit dem Drucker begab er sich in seine Unterkunft, legte sich auf sein Bett und schlief ein.

III

Als er vierhundert Jahre später erwachte, stand er auf, kleidete sich an und begab sich in die Universitätsbibliothek. Im Lesesaal nahm er seine Essais aus dem Regal, legte sie auf seinen Arbeitstisch und begann sie durchzusehen. Er war überrascht, wie sehr sie ihm aus dem Herzen sprachen. Er brauchte nichts zu korrigieren und wollte nichts hinzufügen. Dann begann er zu zählen, und er stellte fest, dass *Essen*, *Geschmack* und *Trinken* die am häufigsten verwendeten Wörter in den Essais waren. Das brachte ihn auf eine Idee.

